

Leseprobe

Adolf Glaßbrenner

Eine Fahrt nach Oranienburg

Feuilleton-Erzählung

Mit anderen neuentdeckten Beiträgen
zum *Freimüthigen* (1839)

Herausgegeben mit einem Vorwort und einem Kommentar
von Peter Sprengel

AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2019

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2019

Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld

Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de

Druck: MAJUSKEL MEDIENPRODUKTION GMBH, Wetzlar

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-8498-1337-6

www.aisthesis.de

Inhalt

Vorwort

Glaßbrenner als „Hauptmitarbeiter“ des <i>Freimüthigen</i> und als Vereinsgründer	7
Der Volksschriftsteller und die Zeitungen	7
Feuilleton zwischen Realismus und Narrentum	9
Herrenpartie mit tieferer Bedeutung	23
Dusle-bimbam als Vereinsmotto	30
Abgesang	33
Literaturangaben	37

Eine Fahrt nach Oranienburg	39
-----------------------------------	----

Kleinere Beiträge

1. Aus dem Berliner Volksleben. Brief des Herrn Buffey an Flitter	67
2. Der Ball von Hoguet und C. Blum	69
3. [Parodien auf Tieck, Spindler und Gutzkow]	72
4. Fastnachts-Feuilleton	77
5. Königsstädter Theater. Sonnabend, den 23. Februar	82
6. Rede an die Herren Aerzte Berlins	85
7. Don Quixote im Ballet. Plauderei	88
8. Der neue Eulenspiegel	94
9. Herr Chevalier de Ferrer	103
10. Höchst verwerfliche Scherze über ernste Gegenstände	107
11. Carl Seydelmann's Vorlesung zum Besten des Lessing-Denkmal's ...	110
12. Tagebuchblätter eines reisenden Hegelianers	114
13. Volksblätter	117
14. Der Wallfisch und Herr Buffey im Cirque olympique	119
15. Don Carlos	124
16. Herr Ludwig Rellstab	127

Kommentar	133
-----------------	-----

Index	155
-------------	-----

Vorwort

Glaßbrenner als „Hauptmitarbeiter“ des *Freimüthigen* und als Vereinsgründer

Der Volksschriftsteller und die Zeitungen

Ruhm und Nachruhm Adolf Glaßbrenners (1810-1876) beruhen auf den populären, Volkshumor und Dialekt aufgreifenden Groschenheft-Serien und Kalendern: *Berlin, wie es ist und – trinkt* (30 Hefte, 1832-1850), *Buntes Berlin* (15 Hefte, 1837-1853) oder *Komischer Volkskalender* (1846-1854). Vor allem zwei Figuren aus diesem Œuvre haben sich dem Gedächtnis der Nachwelt eingebrannt: der Eckensteher Nante – an dem Glaßbrenner allerdings wohl kaum mehr als das Recht eines Adoptivvaters zukommt¹ – und der Guckkästner, der ab 1834 in der ersten Berlin-Serie auftritt und als „Berliner Guckkastenmann“ bald auch einer Posse den Namen leiht – ein alter Invalide, der kritische Kommentare zu Geschichte und Zeitgeschichte abgibt und mit „Rrrr – ein ander Bild“ schnell zu unverfänglicheren Ansichten überleitet.²

Die Popularität des Guckkästners, Nantes und natürlich auch der Familie Buffey reichte seinerzeit bis zu den deutschen Emigranten in Amerika. Ein Artikel der *New Yorker Staats-Zeitung*, der sich wohl hauptsächlich über das Fehlen von „Neuesten politischen Bewegungen in Berlin“ lustig machte, berichtete 1839 unter eben dieser Überschrift von einer nächtlichen Katzenmusik, die die von Glaßbrenner erfundenen Figuren ihrem Schöpfer gebracht hätten. Mit ironischer Anspielung auf Fausts Auftritt in Auerbachs Keller bemerkte der transatlantische Redakteur: „Glaßbrenner hat darauf eine Rede an sie gehalten über den gegenwärtigen Stand der Poesie und Aesthetik, wonach ihnen kannibalisch wohl geworden.“³

Biographisch und genetisch gesehen, ist das volksliterarische Oeuvre Glaßbrenners zunächst jedoch eine Ausweich- oder Ersatzlösung. Denn der

1 Vgl. das klärende Nachwort und die vielschichtige Textpräsentation in: Briese 2013.

2 Zum Gattungstyp vgl. zuletzt Briese 2015.

3 Zitiert nach: Der Freimüthige, Nr. 92 vom 13.5.1839, S. 372. Zum Kontext s. u. Kommentar 147.

Autor, der als Siebzehnjähriger mit einer Einsendung zu Saphirs *Berliner Courier* 1827 erstmals an die Öffentlichkeit trat,⁴ wollte ursprünglich zur Zeitung. Dreimal hat er sich in der Ära des Vormärz als Herausgeber von Zeitungen versucht. Mit dem *Berliner Don Quixote*, einem „Sonntagsblatt für Männer, Frauen, Kinder, Greise, Jünglinge, Mütter, Väter, Söhne und Töchter“ (1832/33), scheiterte er nach zwei Jahren an der Zensur.⁵ Da er danach in Preußen fünf Jahre lang keine Zeitung herausgeben durfte, startete er den nächsten Versuch in Leipzig (mit Druckort Altenburg); doch brachte es die „humoristische Zeitschrift“ *Das Brennglas* – der Titel bildete zugleich ein Pseudonym Glaßbrenners – 1834 gerade mal auf drei Monate oder 39 Nummern.⁶ Erst nach der Aufhebung der preußischen Zensur infolge der Märzrevolution gab Glaßbrenner in Berlin ab Mai 1848 wieder eine Zeitung heraus. Allerdings mussten die *Freien Blätter* nach dem Einmarsch Wrangels und dem Sieg der Konterrevolution schon wieder außerhalb der preußischen Grenzen gedruckt werden; das „illustrierte politisch-humoristische“ Blatt erlebte weder das nächste Jahr noch das Ende seines ersten Jahrgangs.⁷

Einen intensiven Eindruck von den Aktivitäten des Journalisten Glaßbrenner im langen Interregnum zwischen dem zweiten und dritten Zeitungsprojekt verschaffte vor einigen Jahren die Entdeckung seiner Neustrelitzer Korrespondenzen aus der Zeit des mecklenburgischen Exils 1840-1848.⁸ Dass er davor noch in Berlin einen ernsthaften weiteren – in der chronologischen Folge dritten – Anlauf zur Eroberung der Presseöffentlichkeit unternommen hatte, wusste man bisher nur aus den Zensurakten. Sie belegen, dass Glaßbrenners Tätigkeit in der Redaktion der traditionsreichen Zeitung *Der Freimüthige*⁹ 1839 nach einem Jahr an den Auflagen der Zensur scheiterte, die

4 Vgl. Peter Sprengel: Moritz Gottlieb Saphir in Berlin. Journalismus und Biedermeierkultur. In: Günter Blumberger, Manfred Engel u. Monika Ritzer (Hg.): Studien zur Literatur des Frührealismus. Frankfurt a. M. 1991, S. 243-275, hier: S. 246.

5 Vgl. Heinrich-Jost 1980, S. 33-43; Townsend 1992, S. 46f.; Briese 2010, S. 5-11. Der Untertitel änderte sich ab Nr. 18 in „Ein Unterhaltungsblatt für gebildete Leser“.

6 Vgl. Heinrich-Jost 1980, S. 55-66.

7 Vgl. ebd., S. 114-129; Briese 2010, S. 19-23.

8 Glaßbrenner 2010; vgl. auch Hein 2009.

9 Die 1850 eingestellte Zeitung wurde 1803 von Kotzebue unter dem Titel *Der Freimüthige oder Berlinische Zeitung für gebildete, unbefangene Leser* gegründet; s. u. mit Anm. 29.

von der Eigentümerin – die sich daraufhin von dem Blatt trennte – die Einstellung eines zweiten Redakteurs oder eine Kautions von einhundert Talern verlangte.¹⁰ Alles Weitere war in ein Dunkel gehüllt, das Ingrid Heinrich-Josts grundlegende Studie über die „literarische Publizistik Adolf Glaßbrenners“ völlig korrekt wie folgt beschreibt: „Da meiner bisherigen Forschung zufolge kein Exemplar der Zeitschrift aus diesem Jahr mehr vorhanden ist, kann ich keine näheren Angaben über Glaßbrenners Tätigkeit machen.“¹¹

Heinrich-Josts Arbeit erschien 1980 im Rahmen der „Dortmunder Beiträge zur Zeitungsforschung“. Einige hundert Kilometer östlich vom Zentrum dieser Forschungen stand damals unbeachtet und für die Verfasserin sicher unzugänglich in den Regalen des Instituts für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands ein annähernd vollständiges zweibändiges Exemplar des *Freimüthigen* von 1839, das infolge der Wiedervereinigung heute in die Obhut des Bundesarchivs Berlin-Lichterfelde gelangt ist.¹² Es verschafft uns vielfältige Einblicke in die Entwicklung des Journalisten Glaßbrenner im Spannungsfeld zwischen romantischen Idealen, jungdeutscher Moderne und bürgerlichen Emanzipationsbestrebungen. Der vorliegende Band, der die interessantesten Beiträge dieses „Hauptmitarbeiters“ der Zeitung sammelt und erläutert, will es einem größeren Leserkreis ermöglichen, solche Einsichten nachzuvollziehen und den „literarischen Publizisten“ oder Feuilletonisten Glaßbrenner im Übergang zur letzten Dekade des Vormärz von einer neuen Seite kennenzulernen.

Feuilleton zwischen Realismus und Narrentum

„Der *Freimüthige*, ein mit Geist, Witz und Umsicht redigirtes Journal, unstreitig das beste der in Europa, Asien, Afrika, Amerika, Australien und Cottbus erscheinenden, wird wöchentlich 5 Mal ausgegeben, und zwar zu dem beispiellos billigen Preise von 2 Thlr. vierteljährlich.“¹³ So lautet eine – typischerweise selbstironische – Werbeanzeige in der Ausgabe vom 22. März 1839, platziert auf der dem „Feuilleton“

10 Heinrich-Jost 1980, S. 79f.; Townsend 1992, S. 49.

11 Heinrich-Jost 1980, S. 79.

12 Berlin Bundesarchiv Bibliothek, Signatur Z A 9893<a>. Erhalten sind die Nummern 1-17, 19-93, 125-135 und 147-253.

13 Der *Freimüthige*, Nr. 58 vom 22.3.1839, S. 249.

vorbehaltenen letzten der vier zweispaltig bedruckten Seiten. Dieses Feuilleton, das regelmäßig rechts unten von Glaßbrenner mit vollem Namen unterzeichnet wurde, gehörte zu den wichtigsten Innovationen, mit denen *Der Freimüthige* zum Jahresbeginn 1839 seine Leser überraschte:

Der Freimüthige soll sich mehr an das wirkliche Leben halten und die Kunstformen nur zulassen, insofern sie eine reale Bedeutung haben. Das Treiben der Welt, die Kombinationen, welche das Leben selbst macht, Thatsachen, welche geschehen und doch nicht zu den gemeinen Tageserscheinungen zählen, Schilderungen von Sitten, Genrebilder, Charakterschilderungen, Merkwürdigkeiten aus der Psychologie, kurz Alles, was ein rein menschliches Interesse hat, soll das Feld ausmachen, wo der Redakteur des Freimüthigen für seine Leser erntet. Aus dem Gebiete des Idealen, das hier mehr, als anderwärts auf das Positive gegründet erscheint, sollen vorzüglich die Satyre, der Humor und das ergreifend Elegische vorwalten, weil diese Fassungen Forderungen des Zeitgeistes sind. In der äußeren Form wird die freieste Auswahl offen stehen.

[...]

Statt der Korrespondenzen ist ein „Freimüthiges Feuilleton“ eingeführt worden. Dies soll alle hervortretende Zeiterscheinungen, so wie sie in das Gebiet des Blattes gehören, kontrolliren. Das Urtheil des Freimüthigen darüber wird durch die Fassung, die Stelle der Notiz, durch einen ironisch oder ernst gemeinten Beisatz gegeben.¹⁴

Unterzeichnet ist diese Ankündigung mit „Die Redaction“. Dahinter verbergen sich zwei Namen, wie das Titelblatt des 36. Jahrgangs – geschmückt mit einer tragischen und komischen Maske in einem Doppelkranz aus Rosen und Lorbeer – verrät: „Der Freimüthige. Ein Unterhaltungsblatt für gebildete Leser. [...] Redigiert von A. G. Gentzel. Hauptmitarbeiter: Adolph Glaßbrenner.“ Der letzte Name ist fettgedruckt.

Tatsächlich scheint der studierte Theologe Adam Gottfried Gentzel (1808-1883) trotz seines Erfahrungsvorsprungs als Redakteur des *Freimüthigen* (seit 1836 oder 1837) neben dem übersprudelnden Temperament seines „Hauptmitarbeiters“ eine eher blasse Figur abgegeben zu haben. Man vergleiche nur die Beschreibung beider Persönlichkeiten in dem höchstwahrscheinlich von Glaßbrenner selbst verfassten Verzeichnis der „Schöngeister Berlins“:

14 Unpaginierte Ankündigung, im gebundenen Exemplar vor Nr. 1 vom 1.1.1839.

A d o l p h G l a s s b r e n n e r . 28 bis 30 Jahr, klein aber blühend stark, blondlockig, trägt sich sauber, ist lebenslustig und lebensfrisch, leidenschaftlich für alles Schöne, nur nicht für Arbeit; geht ungemein schnell; im Umgange offen, heiter, immer bei Witz.

A . G . G e n t z e l . 30 bis 32 Jahre, hoch, schlank, blondes, etwas langes Haar, geht ohne Cravatte, ist häuslich, thätig, lebt ganz zurückgezogen. Theologe.¹⁵

Gentzel, der künftig für drei Jahre als Pfarrer die deutsch-katholische Gemeinde in Stettin betreuen sollte, widersetzte sich offenbar auch nicht dem entschieden freisinnigen und antiklerikalen Impuls, der die – weitaus zahlreicheren – Beiträge seines jüngeren Kollegen charakterisiert. Deren genaue Abgrenzung und vollständige Identifizierung ist freilich kaum möglich. Innerhalb des von ihm betreuten und unterzeichneten Feuilletons dürften die meisten Einzelbeiträge von Glaßbrenner selbst stammen, zumal sie größtenteils mit denselben in Dreiecksform angeordneten drei Sternchen gekennzeichnet sind, die noch bei den Neustrelitzer Korrespondenzen Verwendung finden.¹⁶ Darüber hinaus sind aber auch im vorderen Teil des Blattes verschiedene, teils umfangreiche Artikel von Glaßbrenner verfasst, die oft sogar mit seinem ganzen Namen, in anderen Fällen nur mit einzelnen Buchstaben daraus oder dem Pseudonym Brennglas unterzeichnet oder auch dem als durchsichtiger Genius der Zeitung erfundenen „Dr. Freimuth“¹⁷ zugeschrieben sind. Wenn nur „Ich“ oder gar kein Name darunter steht, so lässt sich das im Einzelfall begründen.¹⁸

Mit zwei oder drei Ausnahmen¹⁹ entstammen die in diesem Band versammelten Beiträge Glaßbrenners dem vorderen Teil der Zeitung. Sie stellen

15 Der Freimüthige, Nr. 84 vom 30.4.1839, S. 338.

16 Vgl. Briese in: Glaßbrenner 2010, S. 15.

17 Eingeführt in der Rubrik „Bunte Kleinigkeiten“ am 28.1.1839 mit dem Kurzbeitrag: „Dr. Freimuth, ein lebenslustiger Literat, von dem wir jetzt dann und wann Etwas mittheilen werden, pflegt zu sagen: ‚Ich habe nur H e i m w e h , wenn ich zu Hause bin‘“ (Nr. 20, S. 79). Denselben Ausspruch hat Glaßbrenner im *Bunten Berlin* dem „lebenslustigen Berliner Literaten“ Dr. Blond zugeschrieben (*Buntes Berlin*, Heft 3. 2., verm. Aufl. Berlin 1839, S. 51).

18 Nämlich durch die Ich/Nicht-Ich-Dialektik (Beitrag 10) bzw. die Fiktion eines fremden Rollen-Ich (Beitrag 12).

19 Beitrag 13 und die fiktive Zuschrift des blinden Joseph in Beitrag 9. Beitrag 15 ist in der Rubrik „Lokales“ abgedruckt (ohne vorausgehende Überschrift „Feuilleton“).

mehrheitlich Feuilletons außerhalb oder oberhalb des Feuilletons dar, wobei der Begriff natürlich einer historischen Situierung bedarf.

Als zu Anfang des 19. Jahrhunderts zuerst in der französischen Presse und dann bald auch in verschiedenen Zeitungen ein separates Feuilleton für Theateranzeigen und Theaterkritiken sowie weitere Beiträge aus und zum künstlerisch-belletristischen Bereich eingerichtet wurde, war diese Rubrik meist auf den vorderen Seiten untergebracht, aber durch einen waagerechten Strich vom Ernst der Politik und der Börsenberichte abgetrennt.²⁰ Eine derartige funktionelle Trennung verlor jedoch ihren Sinn bei einem Blatt wie dem *Freimüthigen* 1839, das sich insgesamt als „Unterhaltungsblatt für gebildete Leser“ verstand und gar keine politisch-ökonomische Berichterstattung betrieb. Hier greift offenbar ein eingeschränkter Begriff des „Feuilletons“ als Synonym für kurze Meldungen aus dem Kultur-, Gesellschafts- oder Alltagsleben, die überwiegend anderen Organen entnommen sind und von Glasbrenner mit einer Art Pseudo-Systematik säuberlich in „Lokales“ und „Auswärtiges“ geschieden werden.

Sehen wir uns am Beispiel der ersten Nummer an, was dieses eigentümliche „Feuilleton“ zu bieten hat! Die ersten beiden Meldungen unter „Lokales“ lauten:

- Als die Locomotive[n] auf unserer Eisenbahn mehrere Male tückisch geworden waren und nur höchst langsam zogen, bekamen die Herren vom Comité eine Zuschrift ungefähr folgenden Inhalts: Euer Hochwohlgeboren ersuchen wir, namentlich in der Gegend von Schöneberg, dem **B e t t e l n** zu steuern. Es ist höchst unangenehm für die Passagiere, daß von dort aus ein Mann mit einem Stelzfuß eine halbe Meile neben dem Wagen herläuft, und unser Mitleid erweckt.
- In Potsdam erscheint von heute an eine **L a n d**-Zeitung, über welche ein (Dr.) **U n g e w i t e r** gekommen ist. Wir hoffen von dieser Zeitung, daß sie sich von allem verwerflichen Jacobinismus freihalten wird.²¹

Die erste Meldung lässt uns etwas von dem Realismus-Anspruch verspüren, mit dem die Redaktion eine nähere Anbindung der Zeitung an das Leben versprach. Die Not des Invaliden, den wir im lauftüchtigen Krüppel

20 Vgl. u. a. Oesterle 2011; Hildegard Kernmayer: Sprachspiel nach besonderen Regeln. Zur Gattungspoetik des Feuilletons. In: Zeitschrift für Germanistik 22/3 (2012), S. 509-523.

21 Der *Freimüthige*, Nr. 1 vom 1.1.1839, S. 4.

vermuten dürfen, wird nicht direkt angesprochen, sondern nur über die zynische, sich die Erregung von Mitleid verbittende Zuschrift eines Passagiers der im Oktober 1838 eröffneten Berlin-Potsdamer Eisenbahn. Gleichzeitig erscheint letztere in einem zweifelhaften Licht, wenn sie über eine halbe Meile Schrittempo mit einem Einbeinigen hält. Dass übrigens die technischen Mängel mit einem Ausdruck bezeichnet werden, der eigentlich nur auf Pferde in einem Zuggespann passt („tückisch geworden“), weist nachdrücklich auf die Freiheit des Feuilletonisten im Umgang mit der Realität hin. Diese Freiheit geht höchstwahrscheinlich so weit, dass er die ganze Zuschrift samt Inhalt erfunden hat! Zumal das Postulat von Mitleid eine zentrale Idee dieses erklärten Lessing-Verehrs²² darstellt.

Die zweite Notiz dagegen ist schon mehr Wortwitz als Nachricht; der Name des Redakteurs scheint zum Themenkreis der neugegründeten Zeitung besonders schlecht zu passen: Ein Unwetter zieht gleichsam über das Land herauf. Wenn Glaßbrenner der Hoffnung Ausdruck verleiht, dass sich diese Metapher nicht im politischen Sinne bewahrheiten möge (als jakobinischer Gewaltexzess), verrät sich auch die eigene Angst dieses Schriftstellers vor einer revolutionären Entfesselung der Unterschichten.²³

In den „auswärtigen“ Meldungen holt Glaßbrenners erstes Feuilleton weniger weit aus; der Leser befindet sich hier gleich im Tummelplatz des literarischen Lebens und der davon anscheinend unabtrennbaren Rangstreitigkeiten und Eifersüchteleien:

- Die Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart empfiehlt: „Neuere Gedichte von Nicolaus Lenau“ (Niemsch von Strehlenau) bezeichnet diesen als den ersten unserer jetzt lebenden Dichter. – Es läßt sich voraussetzen, daß Uhland, Anastasius Grün und Rückert auch als erste Dichter angepriesen würden, sobald sie der Hallberger'schen Handlung Werke in Verlag gäben.²⁴

22 Vgl. Beitrag 11 und die Ausführungen dieses Vorworts dazu (S. 17). *Der Freimüthige* besprach Lachmanns Lessing-Ausgabe und wies zusätzlich auf das Erscheinen der „berühmten Hamburgischen Dramaturgie“ hin (Nr. 85 vom 2.5.1839, S. 344).

23 Zu diesen oft verkannten Grenzen von Glaßbrenners demokratischem Engagement vgl. u. a. Briese 2010, S. 19-30.

24 *Der Freimüthige*, Nr. 1 vom 1.1.1839, S. 4.

Es ist deutlich, dass Glaßbrenner mit der Etablierung Lenaus als prominentestem lebenden Lyriker seine Schwierigkeiten hat. Die von ihm alternativ ins Spiel gebrachten Namen sind teils mit der Poesie der Befreiungskriege, teils mit aktueller Sozialkritik verbunden. Jeder heutige Leser vermisst natürlich den Namen Heine; sein Nichterscheinen an dieser Stelle hat viel mit der Distanz Glaßbrenners zur Richtung des Jungen Deutschland (dem Heine ja per Bundesratsbeschluss von 1835 zugerechnet wurde) zu tun.²⁵

Schon dadurch, dass sich Glaßbrenner gelegentlich positiv auf den Stuttgarter Kritiker Wolfgang Menzel beruft,²⁶ markiert er seinen Abstand von der von diesem „denunzierten“²⁷ literarischen Gruppierung oder Strömung. Wiederholte Sticheleien gegen das Junge Deutschland im Allgemeinen²⁸ und den einstigen Schulkameraden Gutzkow im Besonderen tun ein Übriges. In gewisser Weise belebt Glaßbrenner damit eine alte Tradition: Schon in der ersten Zeit nach seiner Gründung 1803 diente der *Freimüthige* als Plattform für populistisch vorgetragene Angriffe gegen die seinerzeit (neben der Romantik) avancierteste literarische Position: nämlich den Weimarer Klassizismus. Tatsächlich wird Glaßbrenner dieses historische Profil seiner Zeitung durch Wiederabdruck eines polemischen Artikels Kotzebues im August 1839 nachdrücklich in Erinnerung rufen.²⁹

25 In diesem Zusammenhang verdient auch die in Nr. 176 vom 10.9.1839, S. 708 als Zitat aus der *Zeitung für die elegante Welt* abgedruckte lyrische Heine-Parodie Interesse, die anscheinend die Kritik von Gutzkows *Telegraph* auf sich gezogen hat; vgl. Der *Freimüthige*, Nr. 211 vom 29.10.1839, S. 844.

26 Der *Freimüthige*, Nr. 11 vom 15.1.1839, S. 44 u. Nr. 74 vom 16.4.1839, S. 299.

27 Vgl. Heines Vorrede zum 3. Teil des *Salons* (1837): *Ueber den Denunzianten*.

28 Vgl. Der *Freimüthige*, Nr. 13 vom 18.1.1839: „Haben wir nicht eine j u n g - d e u t s c h e Literatur gehabt, die aus den Excrementen einer altfranzösischen bestand?“ Vor diesem Hintergrund versteht sich auch die Anekdote in Nr. 3 vom 4.1.1839: „Zu einem hiesigen, m o d e r n - g e b i l d e t e n Kleidermacher kam ein Fremder mit dem Auftrage, ihm ein neues B e i n k l e i d zu machen. ‚Dies, welches ich hier trage,‘ sagte er, ‚habe ich in Paris machen lassen; wie gefällt es Ihnen?‘ Der Kleidermacher betrachtete es mit Kennermine [sic], rümpfte die Nase und antwortete: ‚Es sind einige gute Ideen darin, aber das Ganze ist zu subjectiv gearbeitet‘“ (S. 12).

29 August v. Kotzebue: Beweis, daß Herr von Göthe kein Deutsch versteht [mit Einleitung Glaßbrenners]. In: Der *Freimüthige*, Nr. 150 vom 5.8.1839, S. 601f. vgl. Wilhelm Porstner: „Der *Freimüthige*“ (1803-1806) im Kampf gegen Goethe und die Romantik. Phil. Diss. Wien 1930.

Das Ressentiment gegen Gutzkow hat freilich noch einen persönlichen Grund, der für Glaßbrenner allerdings grundsätzliche Bedeutung besaß: Gutzkow hatte ihn nämlich auf seinem ureigenstem Feld, der populären Dialektliteratur, angegriffen und die Echtheit dieser vermeintlichen Volkspoesie bestritten.³⁰ Hier stand also die künstlerische Identität oder Authentizität Glaßbrenners als Berliner Mundartdichter auf dem Spiel, und man versteht von da aus, dass sich der *Freimüthige* bei seinen Anrempeleien gegen Gutzkow gern lokalpatriotischer Argumente bedient: Schon dessen Umzug nach Hamburg erscheint verdächtig, und erst recht jede Bemerkung Gutzkows, aus der man eine Missachtung der preußischen Hauptstadt und ihres Publikums herauslesen kann.³¹

Auch der Stellenwert, der witzigen und/oder satirischen Bemerkungen über andere Presseorgane in Glaßbrenners „Feuilleton“ zukommt, ist natürlich mit Konkurrenzdruck und Profilierungsnöten erklärbar, entspricht aber auch einem besonderen Interesse dieses Publizisten, der schon im *Berliner Don Quixote* mit einer „Heerschau“ der deutschen Journale hervortrat.³² Auffällig oft wird 1839 Bezug auf Glaßbrenners einstigen Lehrmeister Moritz Saphir genommen, der jetzt in Wien den *Humoristen* herausgab, also ein ähnliches journalistisches Konzept verfolgte wie die Redaktion des *Freimüthigen*. Dabei wechseln übrigens Lob und Tadel, denn das Wiener Blatt stellte keine ernsthafte Konkurrenz dar. Anders stand es mit der regierungsamtlichen *Spenerschen Zeitung* und vor allem mit der *Vossischen Zeitung*, der eigentlichen Marktführerin auf regionaler Ebene, die darüber hinaus mit Ludwig Rellstab über einen hochrangigen Kritiker und Feuilletonisten verfügte. Der anerkannten Expertise Rellstabs auf musikalischem Gebiet hatten die Konzertbesprechungen Glaßbrenners fachlich kaum etwas entgegenzusetzen. Er kompensiert diese objektive Schwäche durch forcierte Rhetorik, fortgesetzte Sticheleien und den Aufweis blinder Flecken im musikalischen Weltbild des älteren Kollegen.³³

30 Karl Gutzkow: H. Laube. In: Ders.: Götter, Helden, Don Quixote. Abstimmungen zur Beurtheilung der literarischen Epoche. Hamburg 1938, S. 236-270, hier: S. 261-264; vgl. Briese 2010, S. 5.

31 Der *Freimüthige*, Nr. 22 vom 31.1.1839, S. 88 u. Nr. 29 vom 9.2.1839, S. 116. Weitere Sticheleien gegen Gutzkow auf S. 20, 52, 68, 104, 180, 184, 272, 299, 352 u. 676.

32 Heinrich-Jost 1980, S. 41.

33 So durch sein Eintreten für den von Rellstab angefeindeten Spontini; vgl. den Schluss von Beitrag 7.

Begierig nutzt Glaßbrenner jede Möglichkeit des publizistischen Terraingewinns. Das Stiftungsfest des Berliner Ärztevereins am 14. März 1839 bot ihm hierfür willkommene Gelegenheit, zumal Rellstab fünf Jahre zuvor die Teilnahme versäumt und sich dafür in einer humoristischen Glosse entschuldigt hatte.³⁴ Vor diesem Hintergrund muss es für Glaßbrenner eine besondere Freude gewesen sein, als Redner auf dem Fest aufzutreten, auf dem auch ein von ihm verfasstes Vereinslied gesungen wurde. Der Bericht über die Veranstaltung im „freimüthigen Feuilleton“ (Rubrik Lokales) hält nicht nur fest, dass die Rede mehrfach „vom lebhaftesten Beifall unterbrochen“ und am Schluss „stürmisch applaudirt“ wurde: „Noch schmeichelhafter aber mußte es dem Verfasser dieser Rede sein, daß man a l l g e m e i n den Wunsch aussprach, dieselbe recht bald gedruckt zu sehen.“ Der Artikel endet mit einem Lob des Champagners, das auch den Schluss anderer hier gesammelter Beiträge Glaßbrenners bestimmt: „Trotzdem müssen wir doch als den g r ö ß t e n H u m o r i s t e n den berühmten C h a m p a g n e r nennen, denn dieser sprudelte von Geist und Laune über und war in seiner göttlichen Heiterkeit so unerschöpflich, dass er die Herren Allopathen – welche hier noch lieber als gewöhnlich große Flaschen verschrieben, – und sämtliche Gäste mit Humor nach Hause begleitete.“³⁵

Humor ist auch das Grundprinzip der eigentlichen Feuilletons Glaßbrenners, mit einem erheblichen Spektrum freilich, das von der gnadenlosen Satire im Ferrer-Verriss (Beitrag 9) über die ironische Maske des idealistischen Philosophen (Beiträge 10 und 12) bis zur gemütvollen Selbstbespiegelung

34 Übrigens mit einer leichtfüßigen Ironie, die ihresgleichen sucht und Glaßbrenner als Vorbild und Herausforderung gedient haben dürfte. So bedauert es Rellstab in seinem Artikel zunächst, den angesehensten Ärzten der Stadt, die namentlich genannt werden, nicht achtungsvoll die Hände geschüttelt und nicht zu ihren Ehren „mit v o l l e n G l ä s e r n“ angestoßen zu haben. An dieser Stelle unterbricht sich der Schreiber in Form eines Selbstgesprächs: „Halt, Du verräthst Dich! Nicht die Freund- Kamerad- und Brüderschaft, nein das T r i n k e n d a r a u f ist Dir das Wichtigste! Du möchtest auch einmal die Arznei kosten, die die Herren Aerzte einander selbst verschreiben. Du hast wahrscheinlich (ich kann's nicht läugnen) ein Etikett erwischt, worauf stand: ‚In vollen Zügen bis zur Wirkung‘ und möchtest daher auch gern das Recept und noch lieber die Flasche mit der Medizin haben!“ (Berlin 1 [1834], S. 196).

35 Der Freimüthige, Nr. 54 vom 16.3.1839, S. 220; vgl. das Ende von Beitrag 2 und der *Fahrt nach Oranienburg*.

der eigenen Narren-Vorliebe in der Besprechung des *Don Quixote*-Balletts (Beitrag 7) reicht. Nicht umsonst ist dieser Text als „Plauderei“ ausgewiesen – der orale Duktus gilt der neueren Feuilleton-Forschung zu Recht als wichtiges Indiz bei der Rückverfolgung dieser Textsorte.³⁶

Plauderhaft-unkonzentriert gibt sich auch der Bericht über die *Nathan*-Lesung, die der prominente (und von Glaßbrenner über alles geschätzte) Schauspieler Carl Seydelmann zum Besten eines Berliner Lessing-Denkmal hielt – das doch erst Jahrzehnte später zustande kommen sollte (Beitrag 11).³⁷ Scheinbar von der Hauptsache abgelenkt, verliert sich der Berichterstatter in die lebhaften Anteil verratenden Augen des weiblichen Publikums – und wäre in seiner traumhaften Begeisterung dabei fast von der Brüstung gestürzt. Der Effekt der lebensrettenden Aufrüttelung durch einen Buchhändler erinnert jedenfalls an den berühmten Schluss von Heines *Seegespenst*: „Doktor sind sie des Teufels?“ Allerdings müsste es im Falle Glaßbrenners eher: „des Engels“ heißen, denn hier verirrt sich das lebensgefährlich träumende Ich ja nicht in eine sinnliche Märchenwelt, sondern in den puren Geist der Humanität, der sich auch im Enthusiasmus Seydelmanns für das von ihm vorgelegte Drama ausdrückt. Wenn Glaßbrenners Besprechung die Tränen moniert (nämlich als vermeintlichen Verstoß gegen die Kunstregeln), die der als kühl geltende Schauspieler an zentralen Stellen nicht unterdrücken kann, so ist dieser Tadel selbstverständlich ironisch und eigentlich höchstes Lob für eine – auch bei diesem Autor – noch ganz im Geiste des 18. Jahrhunderts empfundene Humanität.

Lachen und Weinen liegen im Biedermeier dicht beieinander.³⁸ Vorrangig geht es Glaßbrenner nämlich um eine Emanzipation des Lachens als Therapeutikum, als Mittel zur Befreiung aus äußeren Zwängen und Ausdruck einer befreiten Menschlichkeit. Innerhalb der Texte dieses Bandes artikuliert sich diese Botschaft wahrscheinlich am reinsten in der Versrezension einer Aufführung des Königsstädtischen Theaters, bei der das Komiker-Ehepaar Beckmann über alle Schwächen der nach einer französischen Vorlage zusammengeschusterten Gesangsposse hinwegspielt und hinwegtanzt (Beitrag 5):

36 Vgl. Oesterle 2011, S. 238.

37 Otto Lensings Lessing-Denkmal am Südrand des Tiergartens wurde 1890 eingeweiht.

38 Vgl. Walter Höllerer: *Zwischen Klassik und Moderne. Lachen und Weinen in der Dichtung einer Übergangszeit*. Stuttgart 1958.

Und wenn's nur was zu lachen gibt
 In diesen bösen Zeiten,
 Da muß Kritik, die strenge, nicht
 Auf ihrem Tiger reiten;
 Da wird nicht lange nachgedacht,
 Man sieht's sich an, und lacht und lacht.

[...]

Humor und frische Lebenslust,
 Die lassen sich nicht schnüren,
 Und wäre Alles o b j e c t i v ,
 Man müßte ja crepiren!
 Nein, der ist doch am meisten werth,
 Der lieben und der lachen lehrt!

Es ist das Evangelium des Narren, zu dem sich Glaßbrenner, der auch auf die vor- und nachrevolutionäre Situation 1847-1853 mit dezidierten Narrentexten reagiert,³⁹ hier ein halbes Jahrzehnt nach dem Experiment eines *Berliner Don Quixote* mit gesteigertem Nachdruck bekennt. Zweifellos geht es auf ihn zurück, daß *Der Freimüthige* zum Faschingsdienstag 1839 im doppelten Umfang erschien: als „Fastnachts-Blatt“ mit verändertem Layout. Darin war der Hutten-Kopf an der Spitze des Titelblattes, der sonst regelmäßig den „Freimuth“ dieser Zeitung signalisierte, durch einen lachenden Narrenkopf ersetzt. Auf einen heiteren „Avis au lecteur“, in dem sich die Mitarbeiter des Blattes neben die Größen der Weltliteratur stellen (dabei kommt Jean Paul gleich zweimal vor, nämlich als „Jean Paul“ und „Friedrich Richter“), folgen Parodien nach erzählerischen und lyrischen Mustern. Niemand wird sich wundern, dass die längste und interessanteste dieser relativ schlicht gestrickten Parodien dem „Nichtsnutzkow“ Gutzkow gilt (Beitrag 3). Den Beschluss macht ein „Fastnachts-Feuilleton“ (Beitrag 4) mit fibelartigen Bild-Erläuterungen, das ebenso gut in den volksliterarischen Publikationen Glaßbrenners vorstellbar wäre, zumal der Erzähler hier ganz in der Pose eines Moritatensängers oder Guckkästners auftritt: „Dieses, hochzuverehrendes Publikum, ist ein Mönch [...] Hier habe ich die Ehre, Ihnen einen lustigen Kerl vorzuführen.“

Das additive Verfahren, das dabei vorwaltet, ist nicht untypisch für mehrere der Erheiterung des Lesers dienende Zeitungsbeiträge Glaßbrenners. So werden unter der Überschrift *Sein und Nichtsein* lange Ketten

39 Glaßbrenner 2006.

mit scheinbaren Paradoxen gesammelt: „Die Mädchen sollen sein wie ein Besuchzimmer, stets aufgeräumt, und wiederum nicht wie ein Besuchzimmer, für jeden Fremden zugänglich. [...] Die Männer sollen sein wie Adam, es darf für sie nur ein einziges Weib existieren, und wiederum nicht wie Adam, der sich von diesem Weibe zur Sünde verleiten ließ.“⁴⁰ Oder es werden witzige Pseudo-Definitionen nach Art eines *Neuen Conversations-Lexicons* gereiht: „Abendzeitung, siehe: Langeweile [...] Act, eine Eintheilung, welcher sich viele Bühnendichter bedienen, um zu zeigen, daß Handlung in ihren Stücken ist.“⁴¹ Unter der Überschrift *Was ist Liebe?* werden die Ansichten unterschiedlicher Rollenträger kontrastiv aufgelistet – denn der Verliebte versteht darunter etwas anderes als der Ehemann und erst recht als der Philosoph („Die Liebe ist das Zusichselberkommen des Subjects im Anderssein“⁴²). Glaßbrenner lässt eben keine Gelegenheit aus, den Hegelianern eins auszuwischen.⁴³

Das interessanteste Produkt unter diesen Katalogartikeln ist zweifellos das alphabetisch geordnete Verzeichnis *Die Schöngelister Berlins*,⁴⁴ angeblich „in einer großen Gesellschaft literarisch gebildeter Männer“ entworfen und der Redaktion zugespielt, in Wirklichkeit zweifellos ebendort entstanden und mindestens überwiegend von Glaßbrenner selbst angefertigt. Dessen Sympathien und Antipathien steuern sichtlich die Physiognomie der Geschilderten. So kommen die Jungdeutschen Heinrich Laube und Theodor Mundt – im Falle des Letzteren sicher auch aufgrund der gemeinsamen Vereinsmitgliedschaft⁴⁵ – trotz aller „speculativen“ Aktivitäten⁴⁶ wesentlich besser weg als der sich zunehmend zu Glaßbrenners Hauptgegner entwickelnde Ludwig Rellstab. Man vergleiche:

Heinrich Laube. 33 bis 34 Jahr, untersetzte, kräftige Figur, slawisches Gesicht, kleine, scharfe Augen, etwas aristokratische Natur, seines Werthes

40 Der *Freimüthige*, Nr. 24 vom 2.2.1839, S. 103.

41 Ebd., Nr. 29 vom 9.2.1839, S. 115.

42 Ebd., Nr. 33 vom 15.2.1839, S. 135.

43 Vgl. Beitrag 10 und 12 sowie folgende weitere Stellen aus dem Jahrgang 1839 des *Freimüthigen*: Nr. 17 vom 24.1., S. 65f., Nr. 24 vom 2.2., S. 96 u. Nr. 49 vom 9.3., S. 200.

44 Der *Freimüthige*, Nr. 84 vom 30.4. u. Nr. 85 vom 2.5.1839, S. 337-339 u. 341-343.

45 Siehe Anm. 82.

46 Vgl. den Seitenhieb in *Eine Fahrt nach Oranienburg* (S. ###).

bewußt, energisch, zuweilen schroff, aber edles Herz, unparteiisch gegen den bittersten Feind. Er reitet und jagt gern, liebt aber nicht den Wein; fleißig, spricht gut stylisirt, bestimmt, geistreich. Ist glücklich verheirathet und gegenwärtig auf einer Reise nach Frankreich.

T h e o d o r M u n d t . 33 bis 34 Jahr, Mittelgröße, frisches, sanftfreundliches Ansehen, tiefliedendes, geistvolles, etwas schelmisches Auge, elegant gekleidet, höfliche Manieren, besucht Concerte, Theater und Gesellschaften; in der Unterhaltung pikant, zuweilen pikirt, immer geistreich.

L u d w i g R e l l s t a b . 42 bis 44 Jahr, ziemlich groß, sehr beleibt, blasses, volles Gesicht ohne besondern Ausdruck, trägt eine Brille und starken Schnurbart, geht phlegmatisch, holt laut Athem; in der Unterhaltung unterhaltend, spaßend, im Urtheil entschieden.⁴⁷

Nähert sich eigentlich das Feuilleton der *Freimüthige* hier schon der Regenbogen-Presse? Am anderen Ende der Gestaltungs- und literarischen Anspruchsskala von Glaßbrenners feuilletonistischer Praxis stehen mehrere Anläufe zum Übergang in die Belletristik. Ein regelrechtes Romanfragment legt unser Autor mit den ersten beiden Kapiteln seines *Neuen Eulenspiegel* vor (Beitrag 8). Wenn er in einer Anmerkung zum Titel von einem verstärkten Interesse an der Figur spricht, erinnert er sich wohl an seine Mitarbeit an Eduard Maria Oettingers Zeitung *Eulenspiegel* (Berlin 1829-1831). Indem er den wiederauferstandenen Narren des Volksbuchs zum Inbegriff des Genies stilisiert und in schroffsten Kontrast zu den Philistern setzt, profiliert er eine Ikone seines eigenen Narrenkults, die allerdings wenig Ansätze für weitere erzählerische Verwicklungen, geschweige denn psychologische Entwicklungen bietet.

Wesentlich fruchtbarer ist da eine Figur wie der berlinernde Rentier Buffey. Die aus verschiedenen Possen Glaßbrenners bekannte Gestalt des typischen Kleinbürgers, der mit seinen bornierten Äußerungen doch irgendwie ins Schwarze trifft, begegnet im *Freimüthigen* 1839 zweimal als Gesprächspartner des Autors, der sich dabei allerdings die Maske eines Herrn Flitter aufsetzt (Beiträge 1 und 14). Bekannt ist aufgrund der 1840 veröffentlichten Neubearbeitung Buffeys Brief an Flitter über Goethes *Torquato Tasso*; nicht mehr sichtbar war dabei der Zusammenhang mit der Neuinszenierung des Berliner Hoftheaters im Januar 1839, die im *Freimüthigen* zunächst eine enthusiastische Besprechung erfuhr. Wenn wenige Nummern später der scheinbar so beschränkte und des Hochdeutschen unfähige Buffey am

47 Der *Freimüthige*, Nr. 85 vom 2.5.1839, S. 341f.

Drama den Mangel an Tat und Handlung und eine gewisse Fürstenknecht-Gesinnung bemängelt, liegt er durchaus auf der Linie der aktuellen Goethe-Kritik (auch der jungdeutschen).⁴⁸ Glaßbrenner artikuliert hier in verschlei-erter Form eigene⁴⁹ Vorbehalte gegenüber dem sonst durchaus verehrten Klassiker;⁵⁰ Schiller jedenfalls lag ihm – wie vielen seiner Zeitgenossen⁵¹ – wohl eindeutig näher; das zeigt nicht nur seine *Don Carlos*-Besprechung (Beitrag 15), sondern auch der Rekurs auf das Lied *An die Freude* gerade im pathetischen Schlussteil zweier seiner Veröffentlichungen im *Freimüthigen*.⁵²

Gattungstheoretisch vielleicht noch interessanter ist der zweite Auftritt Buffeys im *Freimüthigen*: seine Besichtigung eines Walgerippes in der Gesellschaft Flitters, der über diese im Zirkus ausgestellte Sensation für die Zeitung referieren soll (und es faktisch tut, da die Geschichte Glaßbrenners im

48 Vgl. Walter Dietze: *Junges Deutschland und Weimarer Klassik*. 3., überarb. Aufl. Berlin 1962; Karl Robert Mandelkow: *Goethe in Deutschland. Rezeptionsgeschichte eines Klassikers*. Bd. 1: 1773-1918. München 1980. Den Vorwurf, dass Goethe „immer nur ein Despotendiener“ gewesen sei, hatte mit größtem Nachdruck Ludwig Börne vertreten (Briefe aus Paris. Theil 1. Hamburg 1832, S. 147).

49 Identifikatorisch sind auch Buffeys Worte über Gott als Freund zu verstehen; der Gedanke eines Umgangs mit Gott auf „Du und Du“ kehrt zu Beginn der *Fahrt nach Oranienburg* wieder (S. 39f.).

50 So ist die mehrfach nachgedruckte Faust-Parodie *Die jüngste Walpurgisnacht* keineswegs gegen Goethe gerichtet. Sie wurde in erster Fassung – fünf Jahre vor dem bisher bekannten Erstdruck – im *Freimüthigen* 1839 veröffentlicht, und zwar passenderweise Anfang Mai: Nr. 87/88 vom 4. u. 6.5., S. 349-351 u. 353-355. Spätere Werke Glaßbrenners lassen sich eher als kritisches Pendant oder Gegenentwurf zu Texten Goethes verstehen, etwa der *Neue Reineke Fuchs* (1846) oder die *Xenien der Gegenwart* (1850, zusammen mit Daniel Sanders).

51 Vgl. die Einschätzung von Norbert Oellers: „Die Geschichte der Schillerschen Wirkung kennt keine Zeit, in der das Bild des Dichters so stark von einer gleichsam kanalisierten, ganz und gar unliterarischen Begeisterung geprägt worden ist wie die Jahre zwischen der Juli- und der Februarrevolution“ (Ders. [Hg.]: *Schiller – Zeitgenosse aller Epochen. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Schillers in Deutschland*, Teil 1: 1782-1859. Frankfurt a. M. 1970, S. 42).

52 Beitrag 2 und *Eine Fahrt nach Oranienburg*. – In denselben Zusammenhang gehört die Publikation *Aus Schillers Jugendjahren* (Der Freimüthige, Nr. 50-52 vom 11./12. u. 14.3.1839, S. 201f., 205f. u. 209f.), ein praktisch unveränderter Wiederabdruck der in derselben Zeitschrift kurz nach Schillers Tod veröffentlichten *Fragmente, Schillers Jugendjahre betreffend* (Der Freimüthige, Nr. 220/221 vom 4./5.11.1805, S. 462f. u. 467f.).

Freimüthigen eben auch den ausgestellten Walfisch abhandelt). Die Illusion der Erzählung wird somit zugunsten einer Sichtbarmachung ihrer Funktion für das Feuilleton durchbrochen; insofern kann man bei diesem bisher unbekanntem Teilstück des stattlichen Buffey-Corpus⁵³ – ebenso wie bei der allerdings viel umfangreicheren und komplexeren *Fahrt nach Oranienburg* – vom Typus einer Feuilleton-Erzählung sprechen.

Eine Art Grenzüberschreitung stellen die Buffey-Texte auch in anderer Hinsicht dar: Sie führen zwei Publikationsstrategien zusammen, die Glaßbrenner im Allgemeinen säuberlich zu trennen wusste: die volkstümliche Mundartliteratur und den ästhetischen oder enzyklopädischen Diskurs für den „gebildeten Leser“. Mit Buffey kommt das Berlinische in die Berliner Zeitung, das sonst dort keineswegs zu Hause ist, der Dialektsprecher darf dort aber nur als guter Bekannter, Korrespondent und Begleiter des Redakteurs „Flitter“ hinein. Man soll dabei wohl an beide Bedeutungsnuancen des Begriffs denken: hohler Schein und poetischer Glanz.

Glaßbrenner, der in seiner Titel-Fußnote zum *Neuen Eulenspiegel* von der „kernigen Volkspoesie“ spricht (Beitrag 8), hat sich in einer polemischen Notiz zu neuen „Volksblättern“ indirekt über sein Ideal einer Literatur mit maximaler Breitenwirkung geäußert. Sie soll offenbar „dem Volke einen Spiegel“ vorhalten, „die allgemeinen Laster und Thorheiten mit Witz und Satyre [...] verfolgen, und das Gute und Schöne zum Freunde und zur Geliebten des Volkes [...] machen“ (Beitrag 13). Wie wenig jedoch die Rücksicht auf eben dieses „Volk“ die publizistische Strategie der Zeitung beeinflusste – trotz gelegentlicher Überschneidungen mit Glaßbrenners populären Veröffentlichungen⁵⁴ und werbender Hinweise auf selbige⁵⁵ –, zeigt der distanzierte

53 Vgl. die Auflistung von 21 Titeln in: Steiner 1983, S. 439f.

54 Die *Berliner Nacht-Szene* (Der *Freimüthige*, Nr. 47 vom 7.3.1839, S. 190f.) findet sich auch in: Berlin, wie es ist und – trinkt, H. 7: *Nachwächter*. 4., verm. Aufl. Leipzig 1843, S. 23-25 (Titel: Deech); *Der Prozeß der Berliner Kleidermacher gegen die Wasserdichter* (Der *Freimüthige*, Nr. 2/3 u. 5 vom 3., 5. u. 7.1.1839, S. 5-7, 9-11 u. 17f.) ist enthalten in: *Buntes Berlin*, Heft 10. Berlin 1840, S. 3-26.

55 Vgl. das Feuilleton des *Freimüthigen* vom 6.4.1839: „Die *Volksliteratur* wird immer reicher. Nach dem ‚Berlin, wie es [ist] und trinkt‘, von dem bis jetzt 62.000 Exemplare verkauft wurden, erschienen Nachahmungen in Leipzig, Dresden, Breslau, Danzig, München, Wien, Hamburg, Berlin u. s. w. So eben kündigt das *Frankfurter Journal* an ‚Frankfurt wie es lebt und lebt‘ und sagt, ‚der Verfasser hat seine Aufgabe so glücklich gelöst, daß seine Bilder dem Glaßbrenner’schen Berlin wie es ist und trinkt ganz

Blick auf das schwitzend tanzende Volk in einer Episode des umfangreichsten und bedeutendsten literarischen Beitrags dieses „Hauptmitarbeiters“ zum *Freimüthigen*: der *Fahrt nach Oranienburg*.

Herrenpartie mit tieferer Bedeutung

In einer seiner gelungensten Possen inszeniert Glaßbrenner eine sonntägliche „Landparthie“ Berliner Kleinbürger mit eigens gemieteter Kutsche zum Dorf Schöneiche südöstlich der Residenz.⁵⁶ Freilich wissen die Städter so recht nichts mit der Natur oder einander anzufangen; es kommt fast zu einer Duellforderung, bis man wieder in der Kutsche sitzt und irgendwie froh ist, diese Abweichung von seinem bürgerlichen Alltag heil überstanden zu haben. *Eine Fahrt nach Oranienburg*, erschienen in acht aufeinander folgenden Nummern des *Freimüthigen* im August 1839, zeigt das positive Gegenbild einer gesellschaftlichen Elite, die sich auf einer sonntäglichen Fahrt über Land zu einem Freundesbund mit weiterreichenden Zielen zusammenschließt – eine Herrenpartie mit Zukunftsperspektive.

Der originelle Text, dem weder im Œuvre Glaßbrenners noch in der Literatur der Zeit etwas direkt Vergleichbares an die Seite gestellt werden kann, changiert zwischen Reisefeuilleton, komischer Erzählung und utopischer Idylle. Der vom morgendlichen Aufwachen des Ich-Erzählers bis zur Ankunft in Oranienburg reichende Teil ist noch am ehesten dem von Rellstab bis Fontane, Kürnberger und Spitzer bedienten Genre des Spazier- oder Reisefeuilletons zuzuordnen.⁵⁷ Die Beliebtheit der Gattung in Vor- und Nachmärz hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass sich darin am unverfänglichsten politische Anspielungen und Botschaften unterbringen lassen

an die Seite gestellt werden können. Wahrhaftig? Das Genie muß ich kennen lernen“ (Nr. 67, S. 272). – Regelrechte Annoncen (wie z. B. für *Herr Buffey in der Berliner Kunstausstellung* in Nr. 211 vom 20.10.1839, S. 844) wurden durch die Identität des Verlags (Plahn'sche Buchhandlung) erleichtert.

56 In: Buntes Berlin Heft 3/4 (1837/38).

57 Vgl. Matthias Nöllke: Daniel Spitzers ‚Wiener Spaziergänge‘. Liberales Feuilleton im Zeitungskontext. Frankfurt a.M. u. a. 1994; Brigitte von Schönfels: Das Erlebte ist immer das Selbsterlebte. Das Reisefeuilleton in deutschen Zeitungen zwischen der Revolution von 1848 und der Reichseinigung. Bremen 2005; Hubert Lengauer: Lob der Fußreise. Editorisches und Interpretatorisches zu Ferdinand Kürnbergers Reisefeuilletons. In: Sigurd Paul Scheichl (Hg.):

– angefangen mit dem Wetter,⁵⁸ also dem Himmel, der bei Glaßbrenner die preußischen Farben Schwarz-Weiß trägt (S. 39), bis zum „demagogischen“ Wind (S. 62).⁵⁹ Heines *Reisebilder* haben die politische Codierung von Reiseerfahrungen im großen Maßstab vorexerziert, und an Heines Bildsprache schließen Glaßbrenners Einfälle oft direkt an, auch wenn die markantesten Parallelstellen in Heines Werk erst späteren Datums sind: so erinnert sich der heutige Leser beim bedrohlichen Adler im Traum des Erzählers an die Rolle des preußischen Wappentiers in *Deutschland. Ein Wintermärchen* oder beim Traum von einer chinesischen Untertanengesellschaft (in der es keinen *Freimütigen* gibt!) an Heines gegen König Friedrich Wilhelm IV. gerichtetes Gedicht *Der Kaiser von China*.⁶⁰

Eine politische Nebenbedeutung hat auch der komische Höhepunkt⁶¹ dieses ersten Handlungssteils: der Krieg gegen die Fliegen im „Sandkrug“, der zu relativierenden Bemerkungen über kriegerische Tüchtigkeit und patriotische Heroisierungen Anlass gibt. Der Erzähler und seine Freunde kämpfen „mit einer Tapferkeit, wie sie alle Völker und alle Nationen der Erde besitzen und sich mit Recht als unübertroffen in diesen Tugenden besingen“ (S. 47). Die Wut, die Avellino dabei entwickelt, ist „in den Annalen der Kriegsgeschichte auf jeder Seite zu lesen, ohne doch in Wahrheit so bedeutend zu sein“ (S. 47). Der aktuell anhaltende spanische Bürgerkrieg wird ausdrücklich als „unmenschlich und empörend“ bezeichnet (S. 47).

Ist der Erzähler ein Pazifist? Er ist auf jeden Fall kein Anhänger revolutionärer Gewalt. Das zeigt sich gleich beim ersten großen Thema, das die Freunde auf ihrer Wagenfahrt beschäftigt und dessen detaillierte Entfaltung dem nichteingeweihten Leser unweigerlich überproportional erscheinen

Feuilleton – Essay – Aphorismus. Nicht-fiktionale Prosa in Österreich. Innsbruck 2008, S. 77-92. Zu Rellstabs „Weihnachtsspaziergängen“ vgl. Briese 2014, S. 82-88.

58 Vgl. Kai Kauffmann: „Narren der modernen Kultur“. Zur Entwicklung der Wochenplauderei im Wiener Feuilleton 1848-1890. In: Klaus Amann/Hubert Lengauer/Karl Wagner (Hg.): *Literarisches Leben in Österreich 1848-1890*. Wien u. a. 2000, S. 343-358, hier: 349f.

59 In der Gutzkow-Parodie ist sogar vom „jakobinischen [...] Charakterzuge des Windes“ die Rede (S. 73).

60 Zeitgedichte XVII. Zur Rolle Chinas bei Glaßbrenner vgl. Heinrich-Jost 1980, S. 61f.

61 Der Lachanfall, der alle am Fliegenkrieg Beteiligten überkommt, findet eine unmittelbare Parallele in Buffeys Walfisch-Besichtigung (Beitrag 14).

muss: der Frage nämlich, wie man die Weinflaschen öffnen soll, deren Konsum doch offenbar ein wesentlicher Zweck der ganzen Reiseverabredung darstellt (und beim Erzähler selbst den Ausschlag für die Zusage gegeben hat). Marcos alias Cosmar⁶² hat nämlich den Korkenzieher vergessen. Es entspinnt sich eine Diskussion, ob man den Flaschen einfach gewaltsam den Hals brechen soll (was allerdings unnötiges Weinvergießen bedeuten würde) oder doch noch einen „Pfpfropfenzieher“ besorgt, was der Erzähler mit großem Eifer übernimmt. Als er ihn schließlich leihweise bei einem „Materialisten“ der nördlichen Vorstadt erhält, ist von einem „demagogischen Geistbeierer“ (S. 45) die Rede.

Der „Geist“ des Weins ist in dieser Erzählung mehr als bloßer Weingeist oder der Spiritus, nach dem die Spirituosen benannt sind. Das Trinken von Wein oder Champagner ist offenbar eine Möglichkeit zur und jedenfalls ein Gleichnis für die Lösung diverser politischer Probleme. Der Erzähler bezeichnet den Wein ausdrücklich als „Humor der Schöpfung“ und erklärt:

Er bleibt das ewige Mittel, den natürlich-schönen Menschen aus allen Verschraubtheiten und Verböserungen der Civilisation herauszulocken. Wäre der Staat statt einer moralischen Person eine wirkliche, könnte man diese oder jene Politik, Philosophie, literarische und religiöse Richtung im eigentlichsten Sinne personifiziren: wie viel Falsches, Erbetteltes, Geborgtes, wieviel Heuchelei und Trug würden sie von sich werfen, hätten sie zehn Becher feurigen Weines getrunken! Aber Zustände kann man nicht betrunken machen, das ist das Unglück. (S. 45)

Das kollektive Besäufnis, auf das Glaßbrenners Erzählung zielgerichtet zusteuert, ist eine Art „Zurück zur Natur!“ und impliziert die Zurücknahme gesellschaftlicher Schranken. Insofern ist es eine erweiterte Umsetzung des „Reisehumors“, den der Erzähler seinen Weggefährten gleich nach der Abfahrt als obligatorischen Verhaltenskodex diktiert. Demnach „vergißt Jeder, was er ist, welchen Rang und welche Stellung er in der menschlichen Gesellschaft einnimmt“. Angewandt auf die Figurenkonstellation der Erzählung heißt das: Der Unterschied zwischen Bürgertum und niederem Adel, Dichtern und Zeitungslenten einerseits, Grundbesitzern andererseits wird eingeebnet. Die Kellnerin des „Sandkrugs“ bleibt jedoch Kellnerin und muss sich als solche den Annäherungsversuch des Gutsbesitzers Braun gefallen lassen (überhaupt sind Frauen und vertiefte Beziehungen zu ihnen nach den

62 Siehe nachfolgende Anm.

Bedingungen des „Männer-Reisehumors“ – wie schon dieser Name sagt – weder zugelassen noch vorgesehen). Ebenso bleiben die einfachen Leute unter sich und für sich, die im selben Lokal ohne unnötige Berührung mit Wasser in ihren Alltagskleidern tanzen. Wann der Erzähler das freilich beobachtet hat, bleibt offen; die Episode gehört nicht zum eigentlichen Geschehen des hier geschilderten gutbürgerlichen Sonntagsausflugs.

Die Ankunft in Oranienburg bedeutet auch strukturell eine Zäsur in der Erzählung – erkennbar schon daran, dass der „Reisehumor“ ausdrücklich ausgesetzt wird. Die einzelnen Reisenden gehen ihren Geschäften nach, so dass sich ganz zwanglos eine zweisträngige Komposition ergibt. Diese beiden Stränge sind mit mehr Sorgfalt, als man einer solchen Zeitungs-Fortsetzungsgeschichte zutrauen würde, aufeinander bezogen. Man könnte ihr gegenseitiges Verhältnis als das von Vergangenheit und Gegenwart oder Zukunft beschreiben. Dabei besteht eine Gemeinsamkeit darin, dass hier wie dort identifizierbare Personen in den Vordergrund treten: einerseits der Lustspielautor Alexander von Cosmar⁶³ (in der Erzählung anagrammatisch „Marcos“ genannt), andererseits der Chemiker Friedlieb Ferdinand Runge.

Im ersten Erzählstrang dominiert gleich doppelt die Vergangenheit. Zunächst durch die Vorliebe des Autographensammlers Marcos/Cosmar für Briefe Luthers und Peters des Großen. Der erwähnte Tausch von „zwei Kotzebue's“ gegen „einen [...] Talleyrand“ (S. 49) hat übrigens wiederum einen politischen Nebensinn. Denn Kotzebue wurde bekanntlich ermordet, weil man ihn für einen russischen Spion, also einen Handlanger der Reaktion, hielt; der französische Diplomat Talleyrand dagegen befürwortete die Ergebnisse der Julirevolution. Der entscheidende Rückgriff auf die Vergangenheit erfolgt jedoch anschließend in Form eines Exkurses zur Geschichte Oranienburgs. Der Erzähler, der sich angeblich erst jetzt dazu entschlossen hat, für das Publikum des *Freimüthigen* über die Geschichte von Schloss, Stadt und Waisenhaus zu referieren, gibt im Anschluss an hagiographische

63 Lebensumstände und persönliches Auftreten des außerordentlich produktiven Autors (1805-1842, Sohn eines Rittergutsbesitzers) werden in der Erzählung offenbar wirklichkeitsgetreu wiedergegeben; vgl. Goedekes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, Bd. XI/1. Düsseldorf 1951, S. 480-486 und die Charakterisierung Cosmars unter den „Schöngestern Berlins“: „Ungefähr 36 Jahr, dunkelblond, blasses, feines Gesicht, hübscher Wuchs, schöner und eleganter Mann ohne alle Coquetterie und Geziertheit, launig gutmüthig im Umgange, ist glücklich verheirathet, wohnt wie ein kleiner Fürst, gibt hübsche Gesellschaften“ (Der Freimüthige, Nr. 84 vom 30.4.1839, S. 337f.).

Literatur älteren Datums die populäre Legende von der frommen Kurfürstin zum Besten, deren Kinderwunsch in Oranienburg in Erfüllung geht und die dafür (allerdings erst viele Jahre später) ein Waisenhaus errichten lässt. Eine gewisse Ironisierung der sentimentalen Hofgeschichte erfolgt durch das eingebaute Zitat aus dem „Bom b o m di di di bom-Gedicht“ des „poetischen Paukenschlägers“ Peucker (S. 54f.).

Der Erzähler, der sich diese historischen Informationen anscheinend in der halben Stunde verschafft hat, in der er Marcos seinen Spaziergang allein fortsetzen lässt, teilt sie diesem danach in Kurzform⁶⁴ noch unter den Linden des Gasthofs Zum Schwarzen Adler mit. Damit wird eine fast identische Verknüpfung zwischen Hof- und Schlossgeschichte einerseits, modernem Oranienburg andererseits hergestellt wie wenige Jahrzehnte später in Fontanes *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, wo es nach wesentlich ausführlicheren Ausführungen zur Geschichte der Hohenzollern vor Ort heißt: „Unter den Linden des Gasthofes, während der Sommerwind die Tropfen von den Bäumen schüttelte, hab ich dem Leser die Geschichte des alten Schlosses erzählt, die Bilder aufgerollt seines Glanzes und seines Verfalls.“⁶⁵

Auch der zweite Oranienburger Handlungsstrang läuft auf ein bizarres sprachliches Gebilde hinaus; statt „Bom b o m di di di bom“ heißt es nunmehr: „Dusle-bimbam“. Die preußische Vergangenheit wird nicht nur mit einem „Und nun genug“ (S. 55) einigermaßen abrupt beiseitegeschoben; Glaßbrenner führt außerdem noch die Verdrängung der feudalen Barockherrlichkeit durch die technischen Innovationen der Zukunft ganz konkret in Form einer Besichtigung der im Schloss untergebrachten Chemischen Produkten-Fabrik vor. Tatsächlich war das Schloss schon 1802 in bürgerlichen Besitz übergegangen; Ende der 1830er Jahre wurden dort unter wissenschaftlicher Leitung des Breslauer Chemie-Professors Runge und der ökonomischen Aufsicht der Preußischen Seehandlung Stearinkerzen und Palmseife, aber auch sogenannte Hornkohle hergestellt. In der neuesten Veröffentlichung zur Geschichte der Fabrik wird zum dritten Produkt unter Berufung auf Ernst Ludwig Schubarths *Elemente der technischen Chemie*

64 Der Leser dagegen erhält eine „ausführlicher[e] und vollständiger[e]“ Fassung (S. 52).

65 Fontane 1967, Bd. 2, S. 152. Die sich zu einem direkten Vergleich mit Glaßbrenners Erzählung anbietenden Passagen aus den *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* werden im Anhang wiedergegeben (Kommentar 20, 30 u. 37).

(²1835) und einen 1850 aufgenommenen Lageplan durchaus vermutungsweise Folgendes ausgeführt:

Zur Fabrikation von „Hornkohle“ verwendete man „Kuhhörner, Ochsen- und Schweinsklauen, Hüfe, Späne von Horndrechslern, Kammmachern“ usw. Schubarth erwähnt den „Gestank, den die entweichenden Gase bedingen“ und das[s] die Anlage solcher Einrichtungen in bewohnten Gegenden sehr problematisch sei. Die Geruchsbelästigung, die mit der Verarbeitung von tierischem Gewebsmaterial verbunden ist, erklärt wohl auch die Tatsache, dass die „Beinschwarzfabrik“ oder „Hornverkohlungsfabrik“ nicht im Bereich der chemischen Fabrik, also nicht in der Nähe von Schloss und Stadt Oranienburg eingezeichnet ist. Es ist anzunehmen, dass diese Anlagen weit entfernt, in unbewohnter Umgebung angesiedelt wurden.⁶⁶

Glaßbrenners Erzählung ist so konkret – sie gewinnt in diesen Abschnitten fast die Qualität einer Industriereportage –, dass man diese letzte Vermutung mit ihrer Hilfe entschieden korrigieren kann: „Es stank außerordentlich in der Fabrik, in den Hintergebäuden des alten, denkwürdigen Schlosses. Das Brennen des Horns, das Kochen der Seife, des Schwefels, und was weiß ich, Alles brachte einen zwar mannigfaltigen, aber so durchdringenden Gestank [...]“ (S. 54) – ganz offenkundig war 1839 die „Hornverkohlungsfabrik“ nicht in wünschenswertem Abstand von Schloss und Stadt untergebracht.

Auch Glaßbrenners Bemerkungen über die Tabuisierung des Wortes „stinken“ in der Literatur seiner Zeit verdienen Beachtung. Noch knapp 50 Jahre später wird Julius Rodenberg als Herausgeber der *Deutschen Rundschau* Raabes Erzählung *Pfisters Mühle* ablehnen, weil er glaubte, seine Leser nicht mit dem „fatalen Geruch“ belästigen zu dürfen, der darin von einem industrieverseuchten Mühlbach ausgeht.⁶⁷ In seiner Empörung über den Refus wurde der realistische Romancier 1884 durch seinen Freund Wilhelm Jensen bestärkt:

Ein Volk von 45 Millionen, von dem 99 % so zum Himmel stinken, darf sich wahrhaftig über etwas mehr oder minder penetranten Geruch aus Pfisters Mühle nicht aufhalten. Doch für unsere sittlich-ästhetischen Zeitschriften

⁶⁶ Niedobitek 2011, S. 217.

⁶⁷ Brief an Raabe vom 29.6.1884, zit. in: Wilhelm Raabe: Sämtliche Werke. Braunschweiger Ausgabe. Hg. v. Karl Hoppe. 20 Bde u. 5 Erg.-Bde. Freiburg, Braunschweig (später: Göttingen) 1951-1994, Bd. 16, S. 521.

muß Alles Familienparfum prima Qualität sein, um den großen öffentlichen Gestank, wenn nicht zu verdecken, doch für die Nasen und Näschen zu über-räuchern. Der Teufel hole alle ihre Schnauzen!⁶⁸

Völlig ausgeblendet bleibt der Umwelt- und Geruchsaspekt in Karl Aloys Schenzingers Propagandaroman *Anilin* (1937). Fast genau 100 Jahre nach Glaßbrenners Oranienburg-Bericht wird Runge darin zum Ahnherrn der deutschen Chemie und ideellen Gründer der I. G. Farben stilisiert⁶⁹ – ein menschenscheuer Einzelgänger, der hartnäckig alles Englische bekämpfte.⁷⁰ In der Beschreibung der altdeutschen Haartracht stimmt Glaßbrenner mit Schenzinger überein,⁷¹ im Übrigen zeigt sein auf persönlicher Bekanntschaft, ja Freundschaft beruhendes Runge-Porträt einen ganz anderen Charakter-typ: einen gesellschaftlich gewandten, ja dominierenden Lebenskünstler und Enthusiasten, der seine eigene Einstellung mühelos auf andere zu übertragen weiß. Eine wesentliche Rolle spielt dabei seine Parole „Dusle-bimbam“, die gegen Ende der Erzählung geradezu leitmotivische Funktionen übernimmt. Erstmals ausgesprochen wird sie „inmitten lauter ungeheurer Kessel“ in der Chemiefabrik, als Remedium gegen den hier herrschenden betäubenden Gestank:

68 Jensen an Raabe, 23.12.1884. In: Ebd., Erg.-Bd. 3, S. 372.

69 Dabei geht es nicht so sehr um die Heroisierung des Entdeckers der Teerfarben als verkanntes Genie, sondern um die Funktionalisierung der Figur zu einem Grundmuster deutscher Wissenschaft und einer Klammer zwischen den verschiedenen von Schenzinger behandelten Phasen der Chemiegeschichte. Zur komplexen Struktur des Romans vgl. Hans Kraß: Literatur und ‚Modernität‘: das Beispiel Karl Aloys Schenzinger. In: Gustav Frank/Rachel Palfreyman/Stefan Scherer (Hg.): *Modern Times? German Literature and Arts Beyond Political Chronologies. Kontinuitäten der Kultur: 1925-1955*. Bielefeld 2005, S. 45-72, hier: S. 60-65.

70 Insofern entbehrt es nicht einer gewissen Ironie, dass Runges einzige Veröffentlichung in Glaßbrenners Zeitung just einen Reisebrief aus England darstellt: *Chemische Betrachtungen über England*. In: *Der Freimüthige*, Nr. 171 vom 3.9.1839, S. 689-691.

71 Beim ersten Auftreten Runges im Roman heißt es: „Ganz ungewöhnlich aber waren die Haare, die jener Mann aus der Zimmerstraße trug. Diese langen Locken, die unter dem breitkrepfigen Hut hervorquollen und in schwerer Fülle über Nacken und Schultern fielen, hatten wohl einmal die Jakobiner zu Paris getragen“ (Schenzinger 1937, S. 48f.).

Man denke sich meine Verzweiflung! Man denke sich mein Erstaunen, als der Professor R. mich auf die Schultern klopfte und zu mir sagte: „Ach was, Dusle-bimbam! Kommen Sie weiter, lieber Herr Glasbrenner, es erwarten uns noch schönere Gerüche. Denken Sie, wir brauen hier Eau de Cologne; der Mensch kann Alles, Dusle-bimbam!“ – (S. 57)

Dusle-bimbam als Vereinsmotto

Die Erzählung der Herrenpartei ist damit nicht zu Ende. Es schließen sich noch zwei gesellige und trinkfreudige Runden an. An der ersten im Gasthof Schwarzer Adler nehmen auch zwei Oranienburger Beamte teil. Gipfel und krönender Abschluss des Textes ist jedoch zweifellos die zweite (und letzte) auf einen engeren Kreis beschränkte Geselligkeit in einem außerhalb Oranienburgs gelegenen Wirtshaus, bei dem jetzt endlich vor stimmungsvoller Naturkulisse (Havel, Mondschein, Linden) auch der vom Erzähler schon längst ersehnte Champagner⁷² zum Einsatz kommt. Demonstrativ lässt Runge als Maitre de plaisir die Korken knallen: „Gesprengt müssen die Fesseln werden, soll der Geist frei sein, und das Knallen ist sein Siegesgeschrei, und das Moussiren sind die Millionen Küsse, die uns der menschliche Geist gibt, oder der göttliche, wie Ihr ihn nennen wollt.“ (S. 63)

Die Korkenzieher-Philosophie aus früheren Abschnitten der Erzählung kommt hier gleichsam zur Erfüllung. Mit ihr aber auch die Idee jener standesgrenzenübergreifenden rein-menschlichen Verbindung, wie sie vorher mit dem Begriff des „Männer-Reisehumors“ eingeführt wurde. Sie wird aus dem Bereich des Witzes ins Sentimentale und Pathetische übertragen, wenn sich jetzt die Mitglieder des Champagner-Symposiums wechselweise weinend in die Arme fallen und Runge programmatisch Schillers *Lied an die Freude* rezitiert:

Schließt den heil'gen Zirkel dichter,
Schwört bei diesem gold'nen Wein,
Dem Gelübde treu zu sein,
Schwört es bei dem Sternenrichter. (S. 65)

72 Vgl. S. 41: „und sahe nach, ob unter den bereits eingepackten Weinen sich vielleicht auch Champagner befände“.

Es ist ein Rütli-Schwur, auf den die mit einem angeblich von „Rüthling“ stammenden Schiller-Zitat eingeleitete Erzählung zuläuft. Die *Fahrt nach Oranienburg* wird durch dieses Finale die Geschichte oder Legende einer Vereinsgründung.

Dass Glaßbrenner in Berlin einen Verein leitete, wusste man aus der Einladung zu einem „grünen Dusle bim-bam“, die sich in seinem Nachlass erhalten hat. Schon sein Lehrmeister Saphir hatte dort einen Verein gegründet, und zwar keinen geringeren als den für die Literaturgeschichte der Jahrhundertmitte so bedeutsamen „Tunnel über der Spree“.⁷³ Runge seinerseits war in den 1820er Jahren aktiv an der Breslauer „Zwecklosen Gesellschaft“ beteiligt.⁷⁴ Bürgerliche Vereine gewannen unter den Bedingungen der politischen Unterdrückung vor und nach 1848 als Möglichkeit zur Herstellung einer Ersatzöffentlichkeit eine besondere, später nie wieder erreichte Bedeutung. Die Publikation einer in die Einführung des Vereinsnamens mündenden Erzählung im *Freimüthigen* und die gelegentliche Verwendung desselben Mottos als Pseudonym des „Hauptmitarbeiters“ ebenda⁷⁵ sind spielerische Experimente zur Verknüpfung zweier Formen der Öffentlichkeit: der allgemeinen Öffentlichkeit der Zeitung und der internen des Vereins.

Der Umstand, dass die als Entwürfe erhaltenen Einladungsschreiben Glaßbrenners offenkundig von 1841 stammen, hat dazu verführt, dieses Jahr als Datum der Vereinsgründung anzusehen.⁷⁶ In Wahrheit lädt Glaßbrenner damals zu einem Jubiläum oder einer Gedenkfeier der Gründung nach Oranienburg ein, das von ihm geradezu als „Quelle des D. B. [=Dusle-bimbam]“ bezeichnet wird. „Dusle-bimbam“ ist offensichtlich der Vereinsname; wenn Glaßbrenner von einem „grünen D. B.“ spricht, ist anscheinend ein Ausflug dieses Vereins ins Grüne gemeint.⁷⁷ Wörtlich heißt es im Entwurf des älteren der beiden überlieferten Einladungsschreiben:

73 Wülfing/Bruns/Parr 1998, S. 430-455.

74 Ebd., S. 510-518.

75 Der *Freimüthige*, Nr. 167 vom 29.8.1839, S. 671.

76 So Briese 2006, S. 15.

77 Missverstanden bei Heinrich-Jost 1981, S. 45. Die Kapitelüberschrift irritiert zusätzlich durch die maskuline Formulierung.

Edle Duslebimbamer!

In der Conferenz am 21sten d. M. ist nach längerlicher Debatte beschlossen worden, das

Grüne Duslebimbam,

(bei welchem es jedoch keinem Ordensbruder untersagt ist, blau zu werden) am

Sonntag, den 27ten d. M.

in Oranienburg

zu feiern. Für diese, an der Quelle des D. B. [=Duslebimbam] zu begehende Festlichkeit sind nachfolgende Einrichtungen vorgeschlagen, abgestimmt und beschlossen:

- a. Man versammelt sich Sonntag Morgens zwischen 5 und 6 Uhr bei dem Ordensbruder Flies, Oranienburger Chaussee Nr. 22, und trinkt daselbst Kaffee. Punkt 6 Uhr wird abgefahren; wer später anlangt, hat es sich selbst beizumessen, wenn er ein Nachkomme der Vorfahren werden muß.
 - aa. In dem Walde beim sogenannten „Sandkrug“, der Hälfte des Weges, woselbst uns unser Bruder Prof. Runge entgegenkommt, wird zum ersten Mal gefrühstückt,
 - aaa. Auf dem sog. Berge hinter Oran. angekommen, gehen verschiedene Spiele und Dummheiten vor sich. Einige der begüterten D. B. [=Duslebimbamer] sind daher höflichst ersucht, Gummi- und Feder-Bälle, Ballschläger, Murmel, Kieler, Kreisel und andere jugendliche Erholungs-Werkzeuge mitzubringen.
 - aaaa. Das Übrige findet sich.
- Zur Ausführung dieses Grünen D. B. [=Duslebimbam] macht die unterz. Behörde noch folgende Bedingungen:
- b. Jedes Mitglied unterzeichnet und zahlt sogleich bei Vorlegung dieses. Wo nicht, muß der D. B. [=Duslebimbamer] zum Präsidenten, Friedrichstr. 211, kommen oder schicken. Die Subsc. Liste wird Donnerstag früh 10 Uhr geschlossen.⁷⁸

Sandkrug – Runge – Finale bei Spitzels: In großen Zügen orientiert sich dies Programm an dem aus der *Fahrt nach Oranienburg* bekannten Muster. Den Vereinsmitgliedern ging dieser Vorschlag allerdings – jedenfalls hinsichtlich der Entfernung und des zeitlichen Aufwands – zu weit. Aus der Fahrt nach Oranienburg wurde, wie ein zweites Einladungsschreiben verrät,⁷⁹ eine Fahrt nach Charlottenburg. Glaßbrenners Brief an ein Vorstandsmitglied

⁷⁸ Gebhardt 1933, S. 119f.

⁷⁹ Ebd., S. 119.

vom 22. Juni 1841 beginnt mit dem Satz „Also nicht in Oranien- sondern in Charlottenburg“ und gibt sehr konkrete Anweisungen zu den Anmeldelisten und der Geldbeschaffung.⁸⁰

Dabei wird neben Cosmar auch Riese genannt;⁸¹ es handelt sich bei diesem offenbar um denselben Sammler von Theaterzetteln, dessen in der Erzählung so freundlich gedacht wird (S. 52). Wenn man dazu nimmt, dass in der Adressatenliste für das Einladungsschreiben auch Cosmars Gutsbesitzer-Bruder Ferdinand sowie der gleichfalls in der *Fahrt nach Oranienburg* erwähnte Theodor Mundt auftauchen,⁸² verstärkt sich der Eindruck, dass die im August 1839 veröffentlichte Reisebeschreibung neben ihrer feuilletonistischen Wirkung noch eine ganz andere Rezeption intendierte: nämlich – als Schibboleth für die Mysten des „Dusle-bimbam“ – die Selbstverständigung unter den Vereinsmitgliedern.

Abgesang

Glaßbrenner scheint das Ende seiner Tätigkeit beim *Freimüthigen* vorausgeahnt zu haben. Nach August 1839 lässt sein Engagement – zugunsten einer stärkeren Beteiligung des Freundes W. Achat⁸³ – spürbar nach. Glaßbrenner betreut zwar bis Ende Dezember das Feuilleton im oben beschriebenen engeren Sinne; größere Artikel von ihm im vorderen Teil werden aber Mangelware. Zwei persönliche Kampagnen sind davon auszunehmen, bestätigen aber letztlich den Eindruck eines Abschieds auf Raten, indem sie nämlich gerade den kreativen Witz und die ironische Distanz vermissen lassen, die Glaßbrenners Beiträge der ersten zwei Drittel des Jahres auszeichnen. Das gilt für seine Attacken auf den Improvisator Maximilian Langenschwarz⁸⁴

80 Ebd., S. 120.

81 Ebd.

82 Ebd.

83 Hinter dem Pseudonym verbirgt sich der Apotheker Gempt in Steinfürth bei Münster.

84 Das Langenschwarzische Tischgespräch. In: Der Freimüthige, Nr. 161/162 vom 20. u. 22.8.1839, S. 645-647 u. 649f.; Herr Dr. Langenschwarz. In: Ebd., Nr. 186 vom 24.9.1839, S. 747f.; Herr Dr. Langenschwarz als Improvisator. Beurtheilt von Adolph Glaßbrenner. In: Ebd., Nr. 19.10.1839, S. 817-820; Herr Langenschwarz. In: Ebd., Nr. 219 vom 12.11.1839, S. 879f. Vgl. auch Ludwig Eichler:

und die nachträgliche Legitimierung dieser Kampagne⁸⁵ ebenso wie für die schwerfällige Selbstrechtfertigung, mit der Glaßbrenner in direkter Anrede an Ludwig Rellstab dessen Angriff auf seine lyrischen Talente (in Rellstabs Musikzeitschrift *Iris* vom 30. August 1839) zurückzuweisen sucht.

Ihm wird zwar bewusst, dass ihn bei diesem Gegenangriff (Beitrag 16) alle guten Geister verlassen und den Leser dieser Replik möglicherweise Langeweile ergreifen muss; die Verletzung über die abschätzig-einstufige Einstufung seiner Gedichte durch den allmächtigen Kritiker – nämlich als „ordinaire Poesie“ – sitzt jedoch so tief, dass Glaßbrenner anscheinend um des eigenen Überlebens willen (auch das sagt der Text deutlich genug) zu dieser Verteidigung greifen muss. Mitverteidigt wird dabei auch eine Einbettung in die musikalisch-gesellige Kultur des Biedermeiers, von deren ausgeprägtem Vorhandensein im Falle Glaßbrenners sich die Germanistik bisher kaum eine hinreichende Vorstellung gemacht hat.

Insofern ist es wohl nicht fehl am Platz, hier exemplarisch das Programm einer „humoristischen Vorlesung“ Glaßbrenners im Leipziger Hôtel de Pologne einzurücken, die immerhin Clara Wieck und Robert Schumann zu ihren Hörern zählte.⁸⁶ Laut Leipziger Tageblatt vom 26. Mai 1838 erwarteten den Besucher der abendlichen Veranstaltung folgende Darbietungen:

Erster Theil.

- 1) Einleitung von Dr. Carl Herlosssohn.
- 2) Arie, gesungen von Dem. Schlegel.
- 3) Liebe und Hass, ein Phantasiestück.*
- 4) Das Posthorn, Lied von Glaßbrenner, Musik von F. H. Truhn
Wanderschaft und Heimath, Lied von Truhn,
gesungen von Herrn Pögnier.
- 5) Vorlesung im Berliner Dialect.*

Zweiter Theil.

- 1) Declamation von Madame Dessoir.

Die europäischen Lieder von Maximilian Langenschwarz. In: Ebd., Nr. 211/212 vom 29. u. 31.10.1839, S. 841-843 u. 845-847.

85 Gutzkow. In: Der Freimüthige, Nr. 225 vom 21.11.1839, S. 903; Herr Langenschwarz und seine Langenschwarzziaden. In: Ebd., Nr. 231/232 vom 29./30.11.1839, S. 925-927 u. 929f.

86 Robert Schumann: Tagebücher, Bd. 2: 1836-1854. Hg. v. Gerd Nauhaus. Leipzig 1987, S. 56.

- 2) Die Käferknaben, komisches Quartett von F. H. Truhn, ges. von den Herren Swoboda, Lortzing, Pögnier und dem Componisten.
 - 3) Vorlesung im Berliner Dialect.*
 - 4) Es ward Licht! Gedicht von Glassbrenner, gesprochen von Herrn Baudius.
 - 5) Komisches Quartett.
 - 6) Vorlesung im Berliner Dialect.*
- Die mit * bezeichneten Piecen verfasst und vorgetragen von Adolph Glassbrenner.⁸⁷

Diese Soiree lebte offenbar von der Spannung zwischen Komik und sentimentalem Pathos. Herloßsohn, der Claren-Parodist und Freund Wilhelm Hauffs,⁸⁸ gehörte als Einleitungsredner wohl dem ersten Pol an. Glasbrenner dagegen trat in zweifacher Doppelung auf: einerseits als Dichter und andererseits als Rezitator, aber auch einerseits als komischer Volksdichter „im Berliner Dialect“ und andererseits als epigonaler Lyriker (und Zulieferer der biedermeierlichen Liedkultur) auf den Spuren der Romantik und Goethes. Eben diese letzte für sein damaliges Selbstverständnis offenbar entscheidende Rolle und Eigenschaft wurde ihm durch Rellstabs Verriss bestritten.

Die schwere narzisstische Kränkung blockierte zunächst ein gründlicheres Nachdenken darüber, ob in Rellstabs polemischer Bemerkung nicht doch ein Körnchen Wahrheit enthalten war – sei es in dem Sinne, dass die Lyrik nicht die stärkste Seite von Glasbrenners Schaffen darstellte, oder sei es auch nur insofern, als seine Gedichte gerade da, wo sie Originalität beanspruchen konnten, kaum noch dem Paradigma einer vertonenswerten Lyrik entsprachen, das der spätromantischen Generation vorschwebte. Das gilt wohl gerade für die „jovialen“ oder „derb-lustigen“ Texte, die der Rezensent von Schumanns Musikzeitschrift unter den von Marschner vertonten Liedern fand.⁸⁹

So blieb es letztlich der höheren Weisheit einer preußischen Zensurbehörde überlassen, den uneinsichtigen Autor nachdrücklich zur Bündelung seiner Kräfte auf das mundartliche humoristisch-satirische Œuvre anzuhalten. Nur diese volksnahe, vielfach dialogische Schreibweise bot dem

87 Leipziger Tageblatt und Anzeiger, Nr. 146 vom 26.5.1838, S. 1039f.

88 Vgl. Jan Patrick Müller: Literaturmarkt, Schreiben und Publizieren im Prosa-
werk Karl Herloßsohns. Bielefeld 2015.

89 Siehe das Zitat in Kommentar 162.

angehenden Ehemann nach der unfreiwilligen Beendigung seiner Redaktionstätigkeit eine ausreichende Existenzgrundlage. Darüber hinaus bot sie ihm die Verwirklichung einer Berufung und einer historischen Chance, die Glaßbrenner schon als Mitarbeiter des *Freimüthigen* – zumindest negativ – geahnt hat. Angesichts der Hochkonjunktur neuer Volksblätter fragt er 1839: „Haben wir einen D i c h t e r unter den Herausgebern, einen Volksdichter?“ (S. 112). Vielleicht denkt er damals schon an seine eigene Zukunft.

Literaturangaben

- Briese, Olaf: Adolf Glaßbrenner als Bewahrer des vorindustriellen Berlin. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur 35 (2010), 2. Halbbd., S. 1-36
- Briese, Olaf (Hg.): Eckensteherliteratur. Eine humoristische Textgattung in Biedermeier und Vormärz. Bielefeld 2013 (Aisthesis Archiv 17)
- Briese, Olaf: Literarische „Genrebilder“. Visualisierung von Großstadt bei Rellstab, Glaßbrenner und Beta. In: Gunhild Berg (Hg.): Wissenstexturen. Literarische Gattungen als Organisationsform von Wissen. Frankfurt a. M. u. a. 2014 (Berliner Beiträge zur Wissens- und Wissenschaftsgeschichte 17), S. 81-101
- Briese, Olaf: Bilder durch Buchstaben. Glaßbrenners Guckkästen. In: Stefan Keppeler-Tasaki (Hg.): Zwischen Gattungsdisziplin und Gesamtkunstwerk. Literarische Intermedialität 1815-1848. Berlin, Boston 2015, S. 123-142
- Fontane, Theodor: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. 3 Bde. München 1967 (Sämtliche Werke. Hg. v. Walter Keitel, Abt. II)
- Gebhardt, Heinz: Glaßbrenners Berlinisch. Berlin 1933 (Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins 54)
- Glaßbrenner, Adolf: Unterrichtung der Nation. 3 Bde. Hg. v. Horst Denkler. Köln 1981
- Glaßbrenner, Adolf: „Dedication an Apollo“ und andere Narrentexte 1847-1853. Hg. v. Olaf Briese 2006 (Aisthesis Archiv 7)
- Glaßbrenner, Adolf: Rindviecher, Bauchredner und Großherzöge. Berichte aus der Residenz Neustrelitz 1840-1848/49. Hg. v. Olaf Briese. Bielefeld 2010 (Aisthesis Archiv 15, zugleich Vormärz-Studien XIX)
- Hein, Jürgen: Glückliche Tage? Adolf Glaßbrenner und Adele Peroni in Neustrelitz (1840-1850). In: Neustrelitz – die Residenz zur Zeit Fritz Reuters. Rostock 2009, S. 120-145
- Heinrich-Jost, Ingrid: Literarische Publizistik Adolf Glaßbrenners (1810-1876). Die List beim Schreiben der Wahrheit. München u. a. 1980 (Dortmunder Beiträge zur Zeitungsforschung 31)
- Heinrich-Jost, Ingrid: Adolf Glaßbrenner. Berlin 1981 (Preußische Köpfe)
- Materna, Gisela: Adolf Glaßbrenner. In: Deutsches Schriftsteller-Lexikon 1830-1880. Bearb. v. Herbert Jacob (Goedekes Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung. Fortführung III.1), Bd. G. Berlin 2000, S. 234-249
- Niedobitek, Christa/Niedobitek, Fred: Friedlieb Ferdinand Runge. Sein Leben, sein Werk und die Chemische Produkten-Fabrik in Oranienburg. Lage 2011
- Oesterle, Günter: „Unter dem Strich“. Skizze einer Kulturpoetik des Feuilletons im neunzehnten Jahrhundert. In: Jürgen Barkhoff/Gilbert Carr/Roger Paulin (Hg.): Das schwierige 19. Jahrhundert. Tübingen 2011, S. 229-250

- Schmitt, Michael: Der rauhe Ton der kleinen Leute. „Große Stadt“ und „Berliner Witz“ im Werk Adolf Glaßbrenners (zwischen 1832 und 1841). Frankfurt a. M. u. a. 1989 (Studien zur Deutschen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts 10)
- Steiner, Volkmar: Adolf Glaßbrenners Rentier Buffey. Zur Typologie des Kleinbürgers im Vormärz. Frankfurt a. M. 1983
- Townsend, Mary Lee: Forbidden Laughter. Popular Humor and the Limits of Repression in Nineteenth-Century Prussia. Michigan/Wisc. 1992
- Wülfing, Wulf/Karin Bruns/Rolf Parr (Hg.): Handbuch literarisch-kultureller Vereine, Gruppen und Bünde 1825-1933. Stuttgart, Weimar 1998